



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Religionsunterricht : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Religionsunterricht

(Schluß)



oweit der Religionsunterricht Sittenlehre ist, enthält er außer den schon angeführten noch andre Schwierigkeiten, die mir je länger desto unüberwindlicher schienen. Daß und warum ich in das Geschrei über die „Jesuitenmoral“ nicht einstimme, habe ich bei einer andern Gelegenheit gesagt: in einer für die Geistlichen geschriebnen Anweisung zur Ertheilung des Unterrichts in der Sittenlehre und zur Beurteilung von Gewissensfällen kann die Kasuistik nicht entbehrt werden. Darin liegt also das Übel nicht, aber daß die Kasuistik in den Jugendunterricht eindringt, das ist unbedingt vom Übel, und dazu leiten die Katechismen an. Ein edles Gemüt, zum tüchtigen Charakter gefestigt, verachtet die Kasuistik und ist nicht im geringsten im Zweifel darüber, ob eine Handlung gut oder schlecht sei. Ein Verbrechen kann der edle Mann, von Leidenschaft hingerissen, begehen, aber keine Gemeinheit. Eine Gemeinheit aber ist es z. B., sich diesen oder jenen zweifelhaften Profit zu gestatten, diesen oder jenen unedeln Gedanken zu hegen, weil nach der probabeln Meinung des Dr. A. bloß eine läßliche, nach der des Dr. B. gar keine Sünde darin liegt, die Hölle also nicht unmittelbar droht. Die kasuistische Behandlung der Tugenden, Sünden und Pflichten erzieht nun, ohne daß es der Lehrer will, zu solcher Gemeinheit. Der Schüler wird zum Kriminalstudenten oder zum Börsenspekulanten, der, das Strafgesetzbuch in der Hand, in jedem Augenblicke prüft, wie weit er in der Befriedigung unedler Wünsche und Begierden gehen darf, ohne einer Strafe zu verfallen, die den Vorteil übersteigt. Nicht besser als um die Sündenflucht steht es um die Tugendübung, wenn sich diese in lauter einzelne gute Werke auflöst, die nicht unwillkürliche Ausflüsse einer edeln Gesinnung, sondern vorbedachte Frohnarbeiten zur Erkaufung des Himmelslohnes sind. Über Pflichten-kollisionen hilft auch die eingehendste Kasuistik nicht hinweg; ja darüber soll sie gar nicht hinweghelfen. Muß der Jüngling, der Mann die eine Pflicht verletzen, um eine andre erfüllen zu können, so soll er den ganzen Schmerz empfinden, der in dieser harten Notwendigkeit liegt, und er soll sich ihn von keinem geistlichen Advokaten rauben lassen. Nun kann ja freilich diese edle

Gefinnung nicht bei jedem jungen Menschen vorausgesetzt werden. Sie ist gar nicht bei allen möglich, und vielleicht wäre auch eine aus lauter edeln und heroischen Charakteren bestehende Gesellschaft gar nicht möglich. Das Leben ist ein Gewirr von Frohnarbeiten, die geduldige und wenig nachdenkende Fröhner fordern, und von Interessenkämpfen, bei denen es sich meistens um ein paar Thaler und manchmal nur um ein paar Pfennige handelt. Das Alltagsleben ist also philisterhaft und gemein und fordert gewöhnliche Alltagsmenschen, die es verstehen, sich in seine Ordnung zu fügen und in ihre Lage zu schicken. Dafür brauchen sie eine Anweisung, und was man gewöhnlich Moralunterricht nennt, das ist eine solche Anweisung; sie kann also wohl nicht gut entbehrt werden, aber wenn man das durchschaut hat, erteilt man sie nicht gern, weil sie die zarte Blüte der edeln Gefinnung abstreift und dem edeln Streben das Mark nimmt.

Bedenklich sind dann ferner die mancherlei Mittel zur Besserung, vervollkommnung und Heiligung, die im katholischen und zum Teil vielleicht auch in manchem pietistisch angehauchten evangelischen Religionsunterricht empfohlen werden, und die insgemein auf anhaltende Beschäftigung der Seele mit sich selbst hinauslaufen: tägliche Gewissenserforschung, selbstgewählte Abtötungen und dergleichen. Es ist mir vorgekommen, daß den Mädchen einer Schulkasse geraten wurde, über die kleinen Abtötungen und Entsayungen, die sie sich freiwillig auflegen sollten, Buch zu führen und am Wochenschluß dem Beichtwater oder der Lehrerin Bericht zu erstatten. Es braucht nicht weitläufig ausgeführt zu werden, wie diese Methode bei den oberflächlichen Seelen lächerlichen Dünkel, bei den zarten geistige Hypochondrie, bei den stillen die gefährliche Gewohnheit des Brütens, bei den trägen die Neigung, anstrengende Arbeit durch Andachtstänzelei zu ersetzen, bei wilden Knaben Zynismus erzeugt. Ein junger Kaplan kam einmal ganz unglücklich aus seiner Dorfschule heim. Er hatte mit seinen Beichtjungen eine gemeinsame Gewissenserforschung angestellt und ihnen geraten, dabei, um jede Zerstreuung abzuwehren, den Kopf auf die überm Tisch gefalteten Hände zu legen, und er nahm auch selbst diese Haltung ein, von Zeit zu Zeit eine Sünde nennend und darauf in längerer Pause Zeit zum Nachdenken lassend. Nachträglich erfuhr er, daß die Jungen diese Situation, die ihnen großen Spaß machte, dazu benutzt hatten, einander Zoten zuzulüftern. Das würde nun freilich nicht überall der Erfolg gewesen sein, denn es giebt Knaben, die ungemein empfänglich für dergleichen Veranstaltungen sind, und in denen die Vorstellungen von Sünde und Hölle die tiefsten Erschütterungen hervorbringen, aber es ist die Frage, ob nicht aus Dorfschülern, die sich bei der Gewissensprüfung Zoten erzählen, geistig und körperlich gesündere Menschen werden, als aus zartbeseelten und gemütsstiefen, die schon in einem Lebensalter, wo sie noch in jeder Beziehung wirklich unschuldig sind, von schrecklichen Gewissensängsten gefoltert werden.

Überhaupt aber ist es ein Grundfehler des christlichen Unterrichts in der Sittenlehre, daß dabei Verbote und Sünden, also die Unsittlichkeiten, in den Vordergrund gestellt werden, die doch nur, als die Schatten der Sittlichkeit, hinterdrein und nebenbei erwähnt werden sollten, und daß die Gedanken der Schüler bei Gegenständen festgehalten werden, über die sie vielleicht, wenn sie ihnen im Leben aufstoßen, mit flüchtigem Erröten hinweghüpfen. Ich war noch gläubiger römischer Katholik, als einmal die Kritik der zehn Gebote, die Goethe Mittelern in den Mund legt, tiefen Eindruck auf mich machte. Nichts sei ungeschickter und barbarischer, als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. „Der Mensch ist von Hause aus thätig, und wenn man ihm zu gebieten versteht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person mag lieber in meinem Kreise Fehler und Gebrechen so lange dulden, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an seiner Stelle sähe. . . . Wie verdrießlich ist mirs oft, mit anzuhören, wie man die zehn Gebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte ist noch ein ganz hübsches, vernünftiges, gebietendes Gebot. . . . Nun aber das fünfte, was soll man dazu sagen? Als wenn irgend ein Mensch im mindesten Lust hätte, den andern tot zu schlagen! Man haßt einen, man erzürnt sich, man übereilt sich, und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen tot schlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Kindern Mord und Totschlag zu verbieten? Wenn es hieße: Sorge für des andern Leben, entferne, was ihm schädlich sein kann, rette ihn mit deiner eignen Gefahr: das sind Gebote, wie sie unter gebildeten vernünftigen Völkern statt haben, und die man in der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem Wasistdas nachschleppt. Und nun gar das sechste . . . wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst, die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und teil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages usw.“ Das Verbot selbst möchte noch angehen, wenn es nur die Erklärungen nicht noch schlimmer machten. In den katholischen Katechismen wird gewöhnlich gesagt, das sechste Gebot verbiete „alle unkeuschen Gedanken, Worte und Werke,“ was gar nicht wahr ist und das Verständnis des Verbots verbaut. Die christlichen Geistlichen könnten sich für die Erklärung des sechsten Gebots bei Xenophon Rat holen, der an vielen Stellen sehr schön über die Ehe spricht und besonders an einer einen für den Katecheten sehr brauchbaren Fingerzeig giebt. Er läßt den Tyrannen Hiero in einem Gespräch mit Simonides die Freundschaft preisen und sagen, auch die meisten Stadtobrigkeiten hätten sie als das höchste irdische Gut anerkannt, und zwar dadurch, daß sie den Mann straflos ließen, der den ertappten Ehebrecher erschlägt; denn die Freundschaft zwischen Mann und Weib, die die sinnliche Liebe überdauere, sei

die allerinnigste, und ihre Zerstörung daher das allergrößte Verbrechen. Das leuchtet sicher den Kindern ein; sie verstehen es ganz gut, daß es ein großes Unglück und die Zerrüttung der Familie bedeutet, wenn der Vater mit einem andern Weibe vertrauter und freundschaftlicher verkehrt als mit der Mutter, oder diese mit einem andern Manne; sie verstehen also auch ganz gut, was Ehebruch ist, denn eben darin besteht er und ist schon vollendet, auch wenn gar keine „Unkeuschheit“ vorkommt. Über diese müssen ja die jungen Leute ebenfalls unterrichtet werden, aber das ist Sache eines ärztlichen Ratgebers, den der Vater oder die Mutter vertreten können. Freilich fehlt es meistens in unsrer heutigen Gesellschaft an einem solchen, und so mag ja eine Belehrung über diese Dinge im Katechismusunterricht oder im Beichtstuhl notwendig sein, wie aus andern Gründen eine über das fünfte, siebente und achte Gebot; aber, wie gesagt, wenn man über die Sache nachgedacht hat, überläßt man das Geschäft lieber einem andern. Übrigens ließen sich alle diese Unterweisungen recht gut in andre Unterrichtsfächer einfügen, z. B. was mit dem sechsten Gebot zusammenhängt in die Naturgeschichte.

Mit alledem habe ich aber die Hauptschwierigkeit noch gar nicht berührt, die darin liegt, daß diese bürgerliche Moral, die der Geistliche in der Schule einpauken soll, gar nicht die Moral des Evangeliums ist, sofern man überhaupt von einer solchen sprechen darf, denn Christus wollte einen neuen Geist mitteilen, der keiner besondern Gebote und Verbote, keiner Sittenvorschriften und keiner Pflichtenlehre bedarf. Wenn es sich bloß darum gehandelt hätte, einzuschärfen, daß man nicht stehlen, nicht verleumden, den Eltern und den Obrigkeiten gehorchen, niemand totschlagen und sich mit des Nächsten Ehefrau nicht einlassen soll — wahrhaftig, das hätte sich für Gott gelohnt, zu diesem Zwecke Mensch zu werden und am Kreuze zu sterben! Alle diese Dinge sind von jeher in jeder geordneten Gesellschaft erzwungen worden, soweit sie erzwingbar sind, und soweit sie das nicht sind, fehlt es eben auch in der christlichen Gesellschaft daran. Die Pharisäer waren moralische Mustermenschen und außerdem noch in der Sabbathheiligung der heutigen Berliner Polizei weit über, und trotzdem hat ihnen Christus die Hölle angedroht und statt ihrer die öffentlichen Sünder und Sünderinnen berufen; war er doch gerade gekommen, zu verkündigen, daß wir nicht ins Himmelreich eingehen können, wenn unsre Gerechtigkeit nicht besser sei als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Wir wollen uns nicht in eine Untersuchung des wahren und tiefsten Sinnes der Jesulehre einlassen, haben ihn doch die Theologen und Philosophen bis auf den heutigen Tag noch nicht ergründet; aber gegen die Ansicht, daß er in der gewöhnlichen bürgerlichen Moral liege, war Luthers Lebenskampf gerichtet, und einige Punkte, in denen sich Jesu Moral, sofern von einer solchen gesprochen werden darf, von der gewöhnlichen unterscheidet, lassen sich deutlich erkennen. Die zwei wichtigsten sind, daß Christus das Streben nach irdischen

Gütern verwirft und die Feindesliebe fordert. Er erklärt rundweg, niemand könne zwei Herren dienen, man habe zu wählen zwischen Gott und dem Mammon. Nun ist aber der Mammonsdiensft keineswegs etwa nur eine Ausartung der weltlichen Kultur, sondern einer ihrer hauptsächlichsten Ursprünge: ohne das Streben nach Reichtum hätte es weder eine Herrschaft Athens über die Bundesgenossen, noch Handelsstaaten wie Tyrus und Sidon, Karthago und Venedig, Holland und England, noch ein römisches Reich gegeben, noch hätten wir unsre moderne Kultur mit ihren Fabriken und Gruben, ihren Eisenbahnen und Dampfschiffen, ihren Gas- und Elektrizitätswerken: kurz, ohne Mammonsdiensft gäbe es keine Weltgeschichte. Das Weltgetriebe ist und bleibt gottlos und ist in christlichen Zeiten nicht um ein Haar weniger gottlos geworden, als es früher war, und wer Gott in sich aufnimmt, der sondert sich von der Welt ab, wie denn Christus selbst in der Welt nicht geduldet wurde; Hebräer 11 werden die verschiedenen Todesarten aufgezählt, die die Zeugen Gottes erduldet hätten, „deren die Welt nicht wert war.“ Seit 1500 Jahren haben sich die Theologen abgemüht, den christlichen Gott und die Welt zusammenzuleimen und den Spalt zu verkleistern, aber die beiden Teile fallen immer wieder auseinander, und eine „christliche Welt“ will nicht daraus werden. Der einzelne mag es abwechselnd mit Gott und der Welt versuchen und je nach Bedarf, Umständen und innerlichem Antrieb von einem Brett aufs andre springen, aber diese geistliche Turnkunst in ein System bringen und als Moral lehren, das ist keine schöne Arbeit.

Das andre, die Feindesliebe, bereitet gerade heute noch größere Schwierigkeiten, denn Christus lehrt ja in dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter ausdrücklich, daß er nicht bloß den Privatfeind sondern auch den Volksfeind zu hassen verbietet. Nun beruht die ganze auswärtige Politik auf dem Haß gegen die Ausländer und auf der Ansicht, daß es nicht nur erlaubt, sondern auch Pflicht sei, den Feind den Vaterlandes zu schädigen, und jeder Ausländer wird in dem Augenblicke Feind, wo er in einen Interessengegensatz zu uns tritt, was bei Nachbarstaaten fast immer der Fall ist. Demnach war die Moral der Völker des Altertums in diesem Punkte klar und folgerichtig und erzeugte keinerlei Gewissenskonflikte. Du sollst deinen Freund lieben und deinen Feind hassen, lautete das allgemein anerkannte Gebot; darnach ließ sich handeln, und die meisten handelten wirklich darnach, und wenn sich auch die zweite Hälfte leichter erfüllen ließ als die erste, so brachte man es doch auch in der Erfüllung dieser zu recht anerkennenswerten Leistungen. So z. B. erzählt Xenophon, Sokrates sei einmal dem Aristarch begegnet, und da er dessen bekümmertes Aussehen bemerkte, so habe er nach der Ursache gefragt. Der habe ihm nun erzählt, in den Kriegsunruhen hätten sich so viel Schwestern, Ruhmen und Basen in sein Haus geflüchtet, daß nun vierzehn freie Personen zu ernähren seien, und so viel bringe weder sein Acker noch die Arbeit seiner

wenigen Sklaven, er wisse sich daher gar keinen Rat mehr. Sokrates rät ihm nun, die Verwandten mit Spinnen und Weben für den Verkauf zu beschäftigen. Aristarch erwidert, das gehe doch nicht an, die Frauen seien doch keine Sklavinnen, sondern Freie. Sokrates überzeugt ihn, daß er dadurch diesen Frauen nicht allein kein Unrecht zufügen, sondern einen großen Dienst erweisen würde, und sein Rat übt die erfreulichste Wirkung. Die interessanten volkswirtschaftlichen Betrachtungen, die sich an dieses Gespräch knüpfen lassen, gehören nicht hierher, aber ich frage: Wie viel unter je tausend christlichen Männern würden heute wohl bereit sein, sich bei eignem dürftigen Einkommen mit der Fürsorge für ein Duzend Schwestern, Muhmen und Basen zu beladen? Und in dem Gespräch wird mit keinem Wort angedeutet, daß Aristarch besonders edel oder großmütig gehandelt hätte; was er thut, erscheint als die Erfüllung einer ganz selbstverständlichen Pflicht.\*) Also in der Erfüllung der Liebespflicht gegen Verwandte, Freunde, Standes- und Volksgenossen haben die Heiden uns heutigen Christen nicht nachgestanden. Die Bekämpfung der Feinde aber gilt heute nicht minder als strenge Pflicht wie damals. Wird doch das ganze öffentliche Leben vom Kampfe der Klassen, Berufsstände, Konfessionen, Nationalitäten und Staaten gegen einander beherrscht, und ein Mann, der sich an diesem Kampfe nicht beteiligen will, der zum Frieden und zur Versöhnung mahnt, der die Gegner seiner eignen Partei oder Nationalität entschuldigt oder wohl gar ihr Recht anerkennt, der wird grober Pflichtverletzung, unter Umständen des Vaterlandsverrats angeklagt und gefährdet seine Stellung in der Gesellschaft, nicht selten seine wirtschaftliche Existenz. Wie in aller Welt soll es denn unter diesen Umständen ein Geistlicher fertig bringen, ohne unwürdige Sophistenkünste die Feindesliebe zu lehren? Soll er etwa lehren, der Christ begnüge sich damit, den Gegner lahm zu schießen und lasse ihm dann sogar Pflege angedeihen, während ihm mancher Heide statt dessen auch noch die Nase abschneiden würde? Oder der Christ schicke der Frau seines politischen Gegners, den er ins Gefängnis oder um sein Einkommen gebracht hat, Betteluppen, und das sei nun die christliche Feindesliebe? Von seinen Zeit- und Volksgenossen ist denn auch Christus vollkommen richtig verstanden worden; sie haben erkannt, daß seine Lehre ihre bürgerliche Ordnung in Gefahr bringe, und stimmten dem Kaiphas bei, der meinte, es sei besser, daß ein Mensch für das Volk sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe. Die Anklagepunkte, auf die hin Christus verurteilt worden ist, waren nur Vorwände, der eigentliche Grund wurde nicht ausgesprochen. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem

\*) Das starke Gefühl der Verpflichtung gegen alle Familienglieder hat sich auf die heutigen Griechen vererbt. Kein junger Mann, versichern Kenner des Volks, heiratet eher, als bis seine Schwestern versorgt sind, und verwundert fragt man dort Europäer: wie kommt es denn, daß sich so viele von euern Mädchen als Gouvernanten in der Welt herumgeschlagen müssen, haben sie denn keine Brüder?

Prozeß des Sokrates, auch hier wurde der eigentliche Grund der Beurteilung nicht ausgesprochen. In dem einen der beiden oben hervorgehobnen Punkte zwar hatte Sokrates keinen Anstoß gegeben; die Ergänzung des natürlichen Liebesgebots: du sollst deinen Feind hassen, hatte er aufrecht erhalten. Nicht allein hatte er selbst tapfer gegen die Feinde gekämpft, sondern auch die Jünglinge fleißig unterwiesen, wie man die Feinde schädigen könne und solle. Auch dachte er gar nicht daran, Ausländern zu helfen und zu nützen, nur für sein kleines Vaterland wirkte er; Athen war seine Welt, und die Menschheit, die er liebte, und für die er wirkte, umfaßte nicht mehr als die zwanzigtausend athenischen Bürger mit ihren Familien und die paar Gastfreunde aus andern griechischen Staaten, die seines Umgangs teilhaft zu werden nach Athen kamen. Dagegen würde seine Verachtung der äußern Güter und seine Mahnung, ausschließlich für die Seele zu sorgen, womit er Christo in dem andern Punkte nahe kam, dem Gedeihen des Staats Eintrag gethan haben, wenn sich diese Gesinnung allgemein verbreitet hätte; sie vertrug sich schon nicht mit der Wohlfahrt der kleinen griechischen Staaten, obwohl die bei weitem noch nicht so mammonistisch waren — man denke nur an Spartas Versuch, der Macht des Geldes zu entgehen —, als unsre heutige Menschheit durch das fast gänzliche Aufhören der Naturalwirtschaft, durch die künstliche Steigerung der Bedürfnisse und die wütende Konkurrenz zu sein gezwungen wird. Was Sokrates, Plato und andre Philosophen eingeleitet hatten, das hat Christus vollendet: er hat die furchtbare Kluft zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, die von den orientalischen Völkern längst wahrgenommen worden war, auch für die europäischen Völker aufgedeckt, die bis dahin in gesunder Lebenskraft und naiver Lebenslust darüber hinweggehüpft waren.

Die Geschichte der christlichen Völker stellt eine fortlaufende Reihe mißlungner Versuche dar, die Kluft wieder zu schließen.\*) Geistliche Diplomatie

\*) Der neueste Versuch besteht in der Wiederaufnahme und Pflege der Idee vom christlichen Staat und in der Förderung äußerlicher, also pharisäischer Frömmigkeit von Staats wegen, nachdem im Kulturkampf ein Anlauf zum rein heidnischen Staat genommen worden war. Es entstand unter den Förderern der Falkschen Gesetzgebung ein „Verein für Freiheit der Schule,“ und von ihm wurde eine Broschüre des Wiesbadner Direktors Dr. Fricke preisgekrönt, die bewies, daß der Religionsunterricht, als ein Hemmschuh des Fortschritts, abgeschafft werden müsse. Während man also einerseits zu Stahl zurückkehrt, lassen sich andererseits die weltlichen Gemüter durch solche Unterwerfung des Christentums unter den Staatszweck nicht beschwichtigen; sie merken auch ohne sonderlich tiefe Religionskenntnis ganz gut, daß das Christentum ein der Welt feindliches Element birgt, und fühlen sich nicht sicher, so lange dieses Element, wenn auch verdünnt und mit fremden Thaten verunreinigt, im Volkskörper wirkt. Aber sie sind ängstlich und schweigen. Von Zeit zu Zeit werden sie durch enfants terribles geschreckt, die das, was sie selbst nur ganz heimlich denken, laut herausschreien: das Christentum ist der Feind! So die Arzteutonen und Quotansanbeter, die Schwärmer für die reine arische Rasse unter den Antisemiten, die Nietzscheaner. Man sollte nicht verkennen, daß diese Leute der Menschheit einen

hat es sogar fertig gebracht, die christliche Moral nicht allein mit der gewöhnlichen bürgerlichen Moral zu versöhnen, sondern sie zu einer solchen umzustempeln. Im Feuilleton einer angesehenen Zeitung las ich einmal — es wird wohl schon zwanzig Jahre her sein — Betrachtungen über die Konfirmationsfeier in den verschiedenen Kirchen einer Großstadt. Der Verfasser hatte die eine besucht und lobte den Geistlichen sehr; dieser habe sich nicht an das Gefühl, sondern an den Verstand gewendet, was doch namentlich bei Knaben das wirksamste sei, und habe gezeigt, wie man mit der Tugend in der Welt besser fortkomme als mit dem Gegenteil. Auch unter den Geistlichen, die das Christentum sehr ernst nehmen, giebt es wohl wenige, die nicht einen Teil des Unterrichts in der Sittenlehre auf die utilitarische Begründung der Moral verwendeten. Wie nun, wenn ein Junge unter den Schülern wäre, der die Nase schon in die Satiriker der verschiedenen Zeiten gesteckt hätte und plötzlich zitierte: probitas laudatur et alget, und beifügte, daß die Rechtschaffenheit in spätern Jahren oft genug nicht einmal gelobt, sondern Dummheit gescholten worden sei? Begegnet es nicht manchem Gymnasiasten, der daheim aus der Schule dies und jenes erzählt, daß ihn sein Vater belehrt, die „idealen“ Grundsätze, die ihm seine Lehrer einprägten, taugten nichts fürs Leben? Gehört etwa ein die Kräfte des Sechzehnjährigen übersteigender Grad von Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß die Klugheitsregeln, deren Beobachtung das Fortkommen in der Welt sichert, und zu denen freilich auch die ort- und zeitgemäße Übung mancher Tugend gehört, daß die alles andre sind, nur nicht die Moral des Neuen Testaments, und wird nicht ein solcher junger Mensch den Geistlichen, der sie dafür ausgiebt, in seinem Herzen verachten oder gar verachten? Sowohl die Tugenden und die guten Handlungen wie die Sünden nützen unter gewissen Umständen, und unter andern schaden sie, und wenn es möglich wäre, eine Rechnung aufzusetzen, so würde man vielleicht finden, daß bei den Tugenden der Schaden und bei den Sünden der Nutzen überwiegt. Unter diesen bemerke ich nur eine einzige, die dem Sünder immer und unter allen Umständen schadet, das ist der Neid, denn der ist Selbstpeinigung. Vom Geize gilt das nur, wenn er die im Harpagon verspottete unverständige Form annimmt, die ja nur selten vorkommt, dagegen gar nicht, wenn einer nur im Wohlthun geizig ist. Habsucht ist geradezu Existenzberechtigung für den modernen Menschen; natürlich wird sie nicht so genannt, sondern Erwerbstrieb, Fürsorge für die Familie oder Unternehmungsgeist. Beim Zorn hängt die Wirkung von den Umständen ab, manchmal kommt man mit Kaltblütigkeit

Dienst erweisen, denn Widersprüche, die unausgesprochen bleiben und heimlich den Volkkörper durchwühlen, müssen ihn mit der Zeit zerrütten, und zuguterletzt muß das doch einmal ausgesprochen werden, was jedermann weiß und denkt oder wenigstens empfindet, mag es auch, wie im Märchen, nur ein Kind sein, das da ruft: der König ist ja nackt! und dadurch den Bann unerträglich gewordener Verstellung und Verheimlichung löst.

weiter, manchmal mit stürmischer Leidenschaft. Ebenso steht es um die Hoffart: hat man die Mittel dazu, so nützt sie meistens, im andern Falle nützen die ihr entgegengesetzten Laster: Kriecherei, Schmeichelei und geheuchelte Demut. Die Trägheit schadet wohl meistens, aber selbst in unsrer Zeit der Konkurrenzhege nicht immer. Was endlich die Befriedigung der sinnlichen Begierden anlangt, so wird die Gesundheit zwar durch unvernünftige Unmäßigkeit geschädigt, durch verständig geregelten Genuß aber sogar gefördert; darauf, ob ein Genuß legitim oder nach irgend einem Moralbegriff sündhaft ist, kommt dabei nichts an. Auch die sonstigen guten oder übeln Wirkungen der Genüsse hängen nicht von deren Moralität oder Immoralität ab, sondern von den Vermögensverhältnissen, den gesellschaftlichen und Familienbeziehungen und der größern oder geringern Geschicklichkeit, mit der man den von der wechselnden öffentlichen Meinung geforderten Schein zu wahren versteht.

Und wenn nun der denkende Sechzehnjährige nicht bloß die alt- und neuheldnischen Satiriker, sondern auch das Neue Testament gelesen oder wenigstens seine Bibelsprüche nicht bloß auswendig gelernt, sondern verstanden und ins Gemüt aufgenommen hätte, was würde er da zu einer Diplomatie sagen, die das Christentum in eine Veranstaltung zur Förderung des irdischen Wohlergehens umlügt? Hat Christus nicht die selig gepriesen, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen? Hat er nicht ausdrücklich gesagt, daß der Weg zum Himmel schmal und unbequem ist, und daß nicht viele darauf wandeln? (Etwas ähnliches hatten auch schon die Alten in die Heraklesfage hinein moralisirt, worüber Goethe, der Weltmensch, in Götter, Helden und Wieland spottet.) Und hat er nicht beteuert, daß keiner sein Jünger sein könne, der ihm nicht das Kreuz nachtrage? Wie viele wollen denn Kreuzträger sein? Wer will nicht wohlhabend und angesehen sein und genießen? Und wie, wenn der Geistliche, während er gerade das Sprüchlein vom Kreuz aussagen läßt, die fette Pfründe im Sinn hätte, die ihm winkt, und die ihn in den Stand setzen wird, Pferde und Wagen zu halten und sich einen wohlaffortirten Weinkeller anzulegen? Nein, das geht wirklich nicht, wenn man weder gedankenlos ist, noch eine Hornhaut über dem Gemüt hat! Eine Engländerin, wenn ich mich recht erinnere, Thackerays Tochter, erzählt von einer edeln, vornehmen Frau, die ihren Sohn dem Erzieher mit den Worten übergeben habe: machen Sie nicht einen Menschen aus ihm, wie die andern Menschen! Dann aber, nach einem heftigen Seelenkampf, sich widerrufen und gesagt habe: ja, machen Sie einen Menschen aus ihm, der ist, wie alle Leute sind! Wer den Geist des Neuen Testaments hat, der will aus seinen Schülern Menschen machen, die anders sind wie der Durchschnitt, die Eltern aber und der Staat verlangen, daß er Menschen aus ihnen mache, die so sind, wie es die Sitten der Zeit und des Landes fordern, und wenn er Mitleid mit seinen Schülern hat, so wird er auch selbst wünschen, daß nichts andres aus ihnen werde.

Das ist ja alles Unsinn, wird der Leser sagen, und wahrscheinlich hat er Recht, aber er wird einsehen, daß einer, der diese Erwägungen angestellt hat, keine Lust mehr haben kann, Religionsunterricht zu erteilen. Übrigens aber sind diese Erwägungen weder etwas neues, noch Gehirnausschwitzungen weniger Querköpfe. Die Ketzer aller Jahrhundete — und deren Zahl ist wahrlich nicht klein — sind in ihrer Opposition gegen die Kirche von diesen und ähnlichen Gedanken ausgegangen, und Gottfried Arnold, des frommen Speners Schüler, hat in seiner berühmten „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ ganz entschieden für die Ketzer Partei genommen und nachzuweisen versucht, daß das wahre Christentum immer nur bei ihnen und niemals bei den herrschenden Kirchen sei; er war schon in jungen Jahren zu dieser Erkenntnis gelangt, die ja natürlich nur mit Einschränkungen wahr ist, und hatte deshalb auch kein kirchliches Amt angenommen, weil bei dessen Führung „doch alles nur auf ein opus operatum hinauslaufe,“ auf äußerliche Leistungen, denen der Geist Christi fehlt.



## Jeremias Gotthelf

Von Adolf Bartels

1

**I**n den deutschen Dichtern, deren hundertjährigen Geburtstag man in diesem Jahre feiern kann, gehört auch Jeremias Gotthelf oder Albert Bigius, der Pfarrer von Lützelflüh im Kanton Bern, geboren am 5. Oktober 1797 in Murten. Aber man scheint Bedenken zu tragen, den Schweizer Pfarrer unter die jubiläumswürdigen deutschen Dichter einzureihen, wenigstens fand ich in dem Jubiläumverzeichnis, das die Tageszeitungen zu Anfang jedes Jahres zu veröffentlichen pflegen, seinen Geburtstag vielfach nicht angemerkt. Ich wunderte mich nicht sehr darüber. Gotthelf ist eine Erscheinung, mit der die Litteraturwurstler, mögen sie nun Professoren der Litteraturgeschichte oder Feuilletonredakteure oder geistvolle Damen sein, nie sehr viel anzufangen gewußt haben; deshalb steckten sie ihn in die Klasse der ästhetisch kaum in Betracht kommenden Volksschriftsteller. Heute vollends, wo man in weiten Kreisen ganz ernsthaft an eine von Anfang der achtziger Jahre datirende, völlig neue deutsche Litteratur glaubt und alles mißachtet, was nicht den Berliner Stempel hat, hat man

